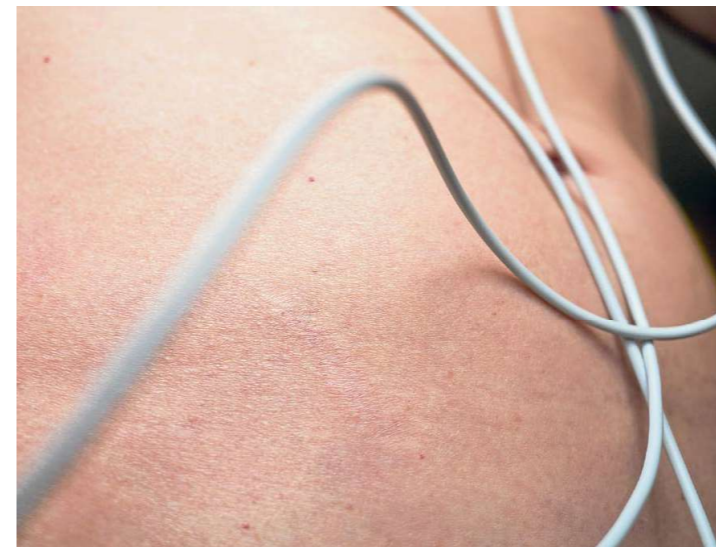


Versemmelt und verkauft

In ihrem Bildband »Jetzt, Berlin« überlegt die Fotografin Maria Sewcz, was von Berlin und seinen einstigen Verheißungen geblieben ist



Maria Sewcz

Die 1960 in Schwerin geborene Maria Sewcz hat von 1982-87 Fotografie an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig studiert. Berlin ist der Mittelpunkt ihres Lebens und der Ort, an dem für sie permanente Veränderungen sichtbar sind. Seit den 1980er Jahren hat Sewcz mehrere Werkgruppen über Berlin geschaffen, beginnend mit »inter esse« (1985-87) und zuletzt »Jetzt, Berlin«. Urbanität, die Spannung zwischen Gebautem und Gewachsenem, ist das zentrale Thema ihrer Arbeit. Für Sewcz sind Großstädte in der Moderne Zentrifugen der Beschleunigung und symbolisieren die zentralen Themen unserer Zeit.

Seit 2005 unterrichtet sie Fotografie, zuerst an der Hochschule für Bildende Künste Braunschweig, seit 2017 an der renommierten Ostkreuzschule in Berlin. »Jetzt, Berlin« ist erschienen bei spectator books, hat 128 Seiten und kostet 36€

www.mariasewcz.de

FRANK SCHIRRMAYER

Wie nähert man sich fotografisch einer Stadt, die zunehmend den Eindruck vermittelt, dass sie nicht mehr für die Menschen da ist, die darin leben, sondern sich wie ein Grashalm im Wind den Interessen globaler Finanzströme beugt? Wie sein Herzblut an eine Stadt verschenken, die einem Sätze vor die Füße wirft wie jenen, es gebe kein Recht auf bezahlbares Wohnen in der Innenstadt, und damit die massenhafte Vertreibung der Eingeborenen aus ihren angestammten Stadtvierteln rechtfertigt? Die sich jedem windigen Investor vor die Füße wirft und darum bettelt, hart genommen zu werden?

Es ist nicht mehr leicht heutzutage, Berlin zu lieben. Ein Gefühl der Fremdheit macht sich breit, wenn der hier Geborene registrieren muss, dass er sich die eigene Stadt im Grunde nicht mehr leisten kann und höchstens noch geduldet ist; wenn die eigene Existenz am seidenen Faden des alten Mietvertrags hängt. So zumindest geht es dem Autor dieser Zeilen, und so geht es vermutlich auch der Fotografin Maria Sewcz, die zwar nicht in Berlin, sondern 1960 in Schwerin geboren ist, aber hier seit Jahrzehnten ihren Lebensmit-

Wie sein Herzblut an eine Stadt verschenken, die einem Sätze vor die Füße wirft wie jenen, es gebe kein Recht auf bezahlbares Wohnen in der Innenstadt?

telpunkt hat und sich seitdem mit der Stadt auseinandersetzt.

Diese Auseinandersetzung begann Mitte der 80er Jahre mit »inter esse«, ihrer Diplomarbeit an der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst. In diesem Fotoessay versuchte sie, mit verdichteten, ausschnitthaften und kontrastreichen Schwarz-Weiß-Aufnahmen eine formale Entsprechung für die Gemütslage in der östlichen Halbstadt zu finden. In der anderen Stadthälfte unternahm dies fast zur gleichen Zeit Michael Schmidt, der mit seinem berühmten Fotoessay »Waffenruhe« eine ganz ähnliche Herangehensweise wählte. Dass sich beide zu dieser Zeit schon gekannt oder die Chance gehabt hätten, die Arbeit des jeweils anderen wahrzunehmen, ist zu bezweifeln.

Trotz der Grenze zwischen ihnen scheint beide jedoch ein ähnliches Lebensgefühl verbunden zu haben, das von Stillstand und vom Warten erzählt. Während allerdings bei Schmidt die Stadt in der Erstarrung des seit 40 Jahren anhaltenden Interregnums immerhin noch erkennbar ist, waren Sewcz' Bilder sperriger, unzugänglicher. Ihr ging es nie um (symbolhafte) Repräsentation der Stadt, sondern um das eigene Empfinden.

Berlin war auch das beherrschende Thema in vielen ihrer folgenden Arbeiten. Wobei »Berlin« häufig gar nicht den geografischen Ort meint, sondern eher das Phänomen Groß-

stadt an sich. Die Stadt als ein von »inhärenter Gewalt geprägtes Spannungsfeld« (»mikro makro – große stadt«, 1993-1995) fand ihren Ausdruck in radikal subjektiven Bildwelten, in denen Sewcz das Innerste nach außen kehrte. In »déjà vu« (2000-2004) unternahm sie den Versuch, die rasende Veränderung der Stadt als eine Art Gewalterfahrung zu erzählen. Der Ort folgte die Heimatlosigkeit, je mehr der gesichtslosen Investorenbunker das Stadtbild prägten.

20 Jahre später kann man »Jetzt, Berlin« wohl als Fazit von Sewcz' Leiden an und mit Berlin ansehen, wenn nicht gar als Requiem auf eine Stadt, die seit geraumer Zeit in eine neue Phase ihrer Entwicklung eingetreten ist und ihre alteingesessenen Bewohner nur mehr als Überbleibsel ansieht, die der Logik der maximalen Verwertung im Wege stehen. Dabei ist die Arbeit bereits im Zeitraum 2013 bis 2016 entstanden, als die Explosion der Wohnkosten und der Dichtestress der wachsenden und beständig an sich selbst und ihrer Verwaltung scheiternden Stadt noch harmlos wirkten im Vergleich zum heutigen Zustand. Erst jetzt ist die Arbeit aber als Buch erschienen, was der Aktualität ihrer Auseinandersetzung keinen Abbruch tut.

Wobei Aktualität bei Maria Sewcz eh keine Kategorie ist, in die sich ihre Bilder packen lassen. Ihr subjektiver Ansatz ist seit ihren Anfängen gleich geblieben, allerdings fotogra-

fiert sie heute in Farbe. »Jetzt, Berlin« entwirft kein übergeordnetes Bild, um etwas Bestimmtes zu vermitteln. In der Gänze ergeben ihre Fotografien vielmehr ein Zeichensystem, in dem sich Reibungen und Spannungen erspüren lassen. Das einzelne Bild ist kaum verortbar, und statt nach einem stimmigen Motiv sucht Sewcz nach dem Moment der Irritation, nach den Stör- und Leerstellen im städtischen Raum.

Um das zu erreichen, arbeitet sie mit Fragmentierungen, ungewöhnlichen Blickwinkeln und extremen Formaten. Das macht das »Lesen« ihrer Bilder zu einem Akt der Aneignung, der durchaus mühevoll sein kann, aber Erkenntnis verheißt. Ihre Methode, Dinge aus deren Kontext zu isolieren, den Blickwinkel zu verengen und dicht heranzugehen, um die Zeichenhaftigkeit zu steigern, verortete die Kuratorin Inka Schube (2014 in einem Text zu »inter esse«) im Kontext der Neuen Sachlichkeit der 1920er Jahre. Das ist freilich eine gewagte Herleitung, denn Sewcz' Bildsprache ist keine formelle Spielerei um des fotografischen Experiments willen; ihre ungewöhnlichen Perspektiven und Motive sind unbequem und bisweilen kratzig wie ein alter Wollpullover, aber gleichzeitig eben sehr erzählerisch und keine reine Formsache.

Sewcz' Blick auf Berlin ist von einer Melancholie geprägt, die anerkennt, dass die Stadt ihre besten Zeiten fürs Erste hinter sich hat.

Oder, wie es im Begleittext der Schriftstellerin Monika Rinck im Buch heißt: »Das war Berlin. Berlin is over. Berlin verhökert die eigene Leiche als Bluse. Berlin ist versemmelt, verkauft, zittert im Nachspann.« Das Provisorische, Unfertige oder bereits wieder Kaputte ist zum Markenzeichen der Stadt geworden, wobei selbst die Improvisation mit bürokratischer Gründlichkeit betrieben wird.

Und doch gab es nie »a schönere Leich«, wie der Wiener sagt. Die Anziehungskraft Berlins und das Versprechen der Urbanität scheinen ungebrochen, auch wenn sich, wie kürzlich gemeldet, im Schnitt 300 Leute auf eine frei werdende Mietwohnung bewerben. Bei Sewcz wird daraus der Schlafsack mit Drachennorm auf dem harten (Beton-)Boden der Realität. Obdachlosigkeit oder vielmehr mentale Unbehaustheit sind die Eckpunkte der Stadt, wie Sewcz sie sieht.

Eines der schönsten Motive im Buch – und zur Abwechslung sehr klassisch fotografiert – ist der Alexanderplatz aus der Vogelperspektive. Einst steingewordener Ausdruck einer gesellschaftlichen Vision (Brunnen der Völkerfreundschaft), hält die räumliche Situation auf ihrem Bild nichts als Verlorenheit und Ungestalt bereit. Auf zahlreichen, vom Schneematsch gezeichneten Wegen kreuzen sich die Bahnen der Menschen – wirkliche Begegnung findet nicht statt.